



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1786

V. Kap. Von dem Uebel in der Gesellschaft.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49712](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49712)

Leser, nie aus den Augen zu lassen. Ich kann diese Bitte nie oft genug wiederholen; denn ich fürchte die Beschuldigungen, und darf mich kaum mit der Hofnung schmeicheln, ihnen auszuweichen.

V. Kapitel.

Von den Uebeln in der Gesellschaft.

1. Artikel.

Von der Armuth.

Das Wort Armuth ist zweideutig; man nennt denjenigen arm, der nichts übrig hat; der nicht in gleichem Maaße mit Andern, die Annehmlichkeiten des Lebens genießen kann; oder auch den, der sein Brod durch seine Arbeit verdienen muß. Eben so nennt man den Dürftigen. Letzterer muß eigentlich elend oder dürftig heißen. Ich verstehe unter dem Armen nur ersteren.

Es fehlt also dem Armen nicht an der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit; es geht ihm nur ein gewisser Wohlstand ab. Hier ist

ist zweierlei zu betrachten, der Mangel selbst, und das unangenehme Gefühl desselben.

Der Mangel entsteht aus der Begierde des Menschen, die alles an sich reißt, sobald sie nur die Kraft dazu hat. Man kann sie aber hierin nicht der Bosheit beschuldigen, denn der Mensch denkt dabei nur an seinen eignen Wohlstand, und nicht an die Dürftigkeit Anderer. Seine Absicht ist nicht, Andre des Nothdürftigen zu berauben; nicht ihnen zu schaden, sie zu betrüben, zu übervorthheilen; nein, er ist nur auf eignen Besitz und Genuß bedacht. Der Beweis davon ist die allgemeine Mildthätigkeit, das Mitleiden, das man allenthalben wahrnimmt. Es ist also bloße Begierde. Die Begierde aber stießt aus dem Verlangen nach Glück, welches gut ist. Der Mangel des Einen entsteht aus eigener Trägheit, die wieder eine Art von Trieb nach Genuß, (der Ruh nemlich,) ist; aus Betriebsamkeit und Geschicklichkeit des Andern, der die Güter nach sich zu ziehn weiß; aus den Künsten und Wissenschaften, die die Kräfte und Erwerbsmittel dem in die Hände geben, der sich ihrer befeißiget. Lauter gute Quellen.

Wie wäre nun der Armuth abzuhelfen? Wir wollen sehn. D. Armuth besteht nicht in dem

dem Mangel der eigentlichen Güter; denn wir haben deren immer in Ueberfluß. Korn, allerlei Nahrungsmittel liegen immer in großer Menge vorrätzig; die Gewölbe der Kaufleute sind mit Zeugen und allerlei nützlichen Waaren angefüllt. Eine Menge Arbeiter erzeugen immer in großem Ueberfluß alles, was zum Leben gehört; so daß man mehr um die Nuzung der Güter, als um ihre Erzeugung, besorgt ist; und daß es alle demjenigen Dank wissen, der die Waaren abnehmen und verbrauchen will. Um die Vermehrung der Güter dürfen wir also nicht streben. Die Armuth besteht bloß in dem Mangel des Geldes; diesem muß man abhelfen, wenn man die Armuth verbannen will. Wie aber?

„Nichts leichteres, wird Mancher sagen.
„Man vermehre nur das Geld, oder man vertheile es gleichmäßiger.“

Vortreflich! Wir wollen den Reichen den angenehmen Vorschlag thun, und — Maafregeln nehmen, sie zur Annehmung zu zwingen; denn sonst möchte daraus wol nichts werden.

Gesetzt aber wir finden einen andern Lykurg, der ein Auge daran wagt, sein Leben opfert, die Vertheilung zu Stande bringt, und, um die
die

die Armuth zu vertreiben, alle Bürger zu Armen macht. Was wird man nun haben? wird diese Gleichheit dauern? „Sie dauerte ja in Sparta.“ Wohl wahr; aber durch welche Mittel?

Künste und Wissenschaften, Handel und Betriebsamkeit mußten weichen. Die Bürger trieben kein Gewerbe; der Exercierplatz, die Volksversammlungen, der Tisch und das Spiel erfüllten ihr ganzes Leben. Niemals waren sie zu Hause; selbst ihre Mahlzeiten geschah öffentlich; es hätte keiner in seinem Hause, mit seinem Weibe speisen dürfen. Geld hatten sie sehr wenig, und es war nirgends, als in Lacedämon, gangbar. Die Eltern durften ihre Kinder nicht erziehen. Ihr Reichthum bestand in Ackerbau, die Sklaven besorgten denselben; die Kleidung ward von den Weibern verfertigt, und diese waren in ihrem Hause gleichsam eingeschperrt.

Nun, lieber Leser, willst du das? Willst du, wie die Lacedämonier, mit Käse und Brod, Brei und ein wenig Fleisch vorlieb nehmen; willst du deine Gattin den ganzen Tag allein, ohne dich, ohne Besuch, zu Hause bei der Arbeit bleiben? Willst du ohne Geld, ohne Mittel etwas zu erwerben, und ohne Mittel es zu brauchen, wenn du

du auch noch so viel hättest, leben? Bist du mit einer Hütte, und einem groben Kittel zufrieden? Willst du alle Tage exerciren? Wohlau, verschaffe uns nur Sklaven, und dann leg Hand ans Werk.

Ich glaube kaum, daß unsre Bettler mit dieser Einrichtung zufrieden wären. Unsre Arwen, unsre Männer, unsre Frauen würden es gewiß nicht seyn; ein neuer Lykurg würde in den zwei ersten Tagen todtgeschlagen werden.

„Nein, so ist es nicht gemeint; es muß übrigens alles so bleiben, wie es ist, die Vertheilung ausgenommen.“ Ganz recht! und wie lange würde diese erwünschte Gleichheit dauern? Man bedenke doch! der Eine hat zehn Kinder; ein Andreer keins: der Eine ist geschickt und arbeitsam; der Andre faul und dumm: der Eine ist sparsam; der Andre verschwenderisch, und der Dritte larg: — und diese Leute sollen alle gleich bleiben! Dazu müßte man alle Monate von neuem vertheilen.

Ich hätte noch manches über diese Gleichheit der Güter zu sagen; als z. B., daß sie viele nützliche Einrichtungen verhindern, die Kräfte des Menschen sehr einschränken würden, u. dgl. m. Allein ich kann mich unmöglich bei jedem Stücke
lange

lange aufhalten; die zu große Menge der Sachen erlaubt mir nur, sie zu berühren.

„Nun so vermehre man das Geld! Das war der beste Vorschlag. Wir wollen uns um die Möglichkeit dieser Vermehrung eben nicht bekümmern; ob sie gleich schwer scheint; da es doch bei der täglichen Arbeit in allen Münzen, bei dem Kredit, bei den Wechseln und Noten und Aktien, die es vermehren; dennoch mangelt. Gesezt ein jeder würde, durch, ich weiß nicht, welches Wunder, auf einmal reich, und besäße — wieviel will man? Tausende, Tonnent Goldes, Millionen? ein ganzes Haus voll Gold und Silber und Edelgesteinen, so wie in den Feenmärchen, oder in tausend und eine Nacht? Da habt ihrs. Allein — nur eine Kleinigkeit — fast gar nichts. — Saget mir doch — werden alle diese Kostbarkeiten ihren hohen Werth behalten, oder nicht? Was sehr gemein wird, pflegt von seinem Werth zu verlieren; die Seltenheit des Goldes und des Silbers macht seinen verträglich hohen Werth aus. In gleicher Menge würde das Eisen kostbarer, als Gold und Silber, seyn; weil es brauchbarer ist. Selbst das Korn, die nothwendigste Waare, steigt und fällt im Preise, je nachdem es häufig oder selten ist. Noch weit eher

eher wird das Geld fallen, da es keinen innern Werth hat, und nur als Zeichen des wahren Reichthums gilt. Also wird entweder das Geld, durch die Menge, allen Werth verlieren; oder, wenn es durch seine Seltenheit einen Werth hat; wird es der Geschicktere, der Arbeitsamere, der Glücklichere an sich reißen, und es den Andern nehmen. Ich sehe da gar keine Mittelstraße.

Also sind unsre Hofnungen, die Armuth zu verbannen, wol vergeblich.

Der Mangel an und für sich ist kein Uebel; weil es überhaupt kein Uebel ohne Gefühl gibt. Die Armuth ist nichts, wenn wir sie nicht erkennen, wenn wir nicht mit unserm Zustand unzufrieden sind. Es fehlt uns vieles; wir können z. B., ohnerachtet der schönen Erfindung des Luftballs, nicht durch die Lüfte fliegen; denn die Maschine ist noch zu unvollkommen; wir können nicht durch die Meere schwimmen, nicht Meilen weit sehn; wir halten alle diese Mängel für keine Uebel, weil es uns noch nicht eingefallen ist, diese Kräfte ernstlich zu wünschen, und über den Mangel derselben zu klagen; weil wir keinen Menschen sehn, der mit diesem Vermögen begabt ist.

Der Schmerz der Armuth entsteht also aus unsrer Vorstellung und unserm Gefühl; und

dieses, aus dem Anschauen des Reichthums in den Händen Andrer.

Wenn wir keinen Reichen sähen, so würden wir unsre Armuth nicht fühlen, sie möchte übrigens noch so drückend seyn. Dieß muß ich durch Beispiele beweisen.

Alle rohen Völker, Neger, Indianer, Tartaren, Amerikaner, Grönländer und Lappländer genießen beiweitem nicht so viel Gutes, als die Armen unter uns. Die einen nehmen mit einer Handvoll Reis für den ganzen Tag vorlieb; andre essen nichts anders, als thranigten Fisch ohne Zubereitung; alle wissen vom Brodte nichts. Ihre Kleidungen sind ein Fell oder Stückchen grobes Zeug, und ihre Wohnungen, schmutzige Hütten, die wie Thierhölen aussehen, Felster oder Lauben. Die mehresten haben gar kein Hausgeräth; und die reichsten nur einige Stücke, die sie mit vieler Mühe selbst machen. Betten, Stühle, Tische, Wohnungen mit Thüren und Fenstern, wo man trocken und sicher sitzt; alles eiserne Geräth, geht ihnen ab. Wasser ist ihr einziges Getränk; und manchmal hungern sie, aus Mangel, zwei bis drei Tage. Wenn wir unter uns einen Menschen fänden, der etwa nur ein paar Kartoffeln auf einen oder zwei Tage hätte; ohne Stuhl, Bett und Stroh; ohne Hemd

Hemd und Schuhe; in dem Winkel eines Stalles läge; — würden wir ihn nicht elend, äußerst elend nennen? Dennoch hätte er gerade so viel, als der Huron, der Neger und der Grönländer. Und diese befinden sich wohl, und sind zufrieden!

Armuth ist also nichts, wenn man sie nicht fühlt; und das Gefühl kommt nicht von der Armuth, sondern von dem Reichthum, der daneben liegt, und damit verglichen wird. Unsere Armen sind arm, bloß weil Reiche neben ihnen wohnen. Also entsteht diese Plage aus vorzüglichsten Quellen; aus dem Ueberfluß der Gaben Gottes, aus der Ergiebigkeit der menschlichen Kunst, aus dem Verstande, der solche kennt; und aus dem Gefühl des Guten, das darnach strebt. Das Vieh kennt die Armuth nicht; dumme, rohe Völker wissen nichts von dieser Plage. Unsere Leiden sind eine Folge, ein Beweis unsrer Größe.

Und — unsere Leiden sind von allen diesen herrlichen Quellen unzertrennlich. Denn gesetzt auch, daß man, nach einem der Vorschläge, die wir vorhin gethan haben; die Armuth vertriebe; gesetzt, daß Alle in reichlichem Maasse alle Gaben des Schöpfers, alle Produkte der Kunst genössen; so wird doch immer einiger Un-

terschied in dem Maasse, in der Art sich einzufinden. Dieser wird etwas mehr, etwas besseres, als jener, besitzen; und eben deswegen Misvergnügen in seinem Herzen, und den Wunsch nach diesem Mehreren und Besseren erregen. Und was ist Misvergnügen mit dem Seinigen, und Wunsch nach Mehrerem oder Besserem? — Armuth!

„Aber das Elend, der Mangel des Nothdürftigen?“ Wenn ein wahrer Mangel da ist, wenn er öfter eintrifft, wenn er schwerer drückt, als bei dem Grönländer, der des brüchigen Eises wegen nicht fischen kann; so entsteht er — aus der Volksmenge, aus der bürgerlichen Verfassung, aus der Vertheilung und Besizung aller Güter, die nichts zu finden und zu nehmen frei läßt. Ohne dieß würde der Hungerige in Flüssen, auf Bäumen, oder in der Erde Nahrung finden. Jetzt aber darf er sie da nicht suchen. Das Mitleiden seines Gleichen bleibt ihm aber offen, und selten versagt es gänzlich seine Wohlthaten.

Sehet, was ich von der Armuth gesagt habe.

Von der Tyrannei und Bedrückung.

Tyrannei und Bedrückung wüthen in der Gesellschaft; nicht allein die Obrigkeit misbraucht die Gewalt, die man ihr anvertraut, und die Geduld des Volks; sondern jeder, der ein Amt verwaltet, es mag noch so unbedeutend seyn, drückt auf seiner Seite; der eine durch Stolz, der andre durch Erpressung, und mancher durch beide. Desters drückt der Tyrann um so ärger, je kleiner er ist; denn es läßt sich mit wahren Großen gemeiniglich besser umgehn, als mit den Halb- und vermeinten Großen, mit denen Leuten, die von dem niedrigsten Pöbel nur durch ein kleines Aemtchen sich auszeichnen. Wenigstens ist der Druck dieser empfindlicher, aus zween Gründen; nemlich, weil er unerwartet kömmt, und seiner Niedrigkeit wegen desto widriger ist; und weil er nur auf wenige Punkte, und zwar unmittelbar, drückt. Wenn der Schulze im Dorfe tyrannisiert, so fühlt es der Bauer desto mehr, weil jener ehemals sein Camarad war, und noch mit ihm auf die Schenke geht; und weil er die Quelle des Druckes vor Augen hat.

Die Bedrückung ist nicht ganz so unleidlich, wenn sie von höherem Orte kommt. Die Menschen scheinen der bürgerlichen Größe, so wie der Entfernung und dem Alterthume, unbestimmte Vorrechte eingeräumt zu haben. Der Gelehrte hat eine fast abergläubische Ehrfurcht für den Cicero, den Plato, den Aristoteles; und man erzählt uns von China, Wunderdinge; da doch gewiß die Chineser, gegen uns, ziemlich zurück sind. Eben so sieht das Volk mit tiefer Verehrung, und mit einer Art von Erstaunen auf die Großen und Fürsten. Daher fühlt es ihre Bedrückung weniger, oder weiß darin das Recht von dem Unrecht nicht zu unterscheiden; weil es die wahren Verhältnisse nicht bestimmt einseht. Der Landsknecht thut seinen Dienst, und schützt die Befehle der Obrigkeit und die Gesetze vor. Man hat keinen gewissen Gegenstand vor Augen, auf den man seinen Haß werfen, gegen den man seinen Groll, seine Vorwürfe ausschütten kann: man schwelt zwischen dem Fürsten und den Ministern. Dieses mildert das Gefühl der Bedrückung.

„Von diesen Bedrückungen ist keine Gegend
 „keine Regierungsform, kein Staat, er mag
 „groß oder klein seyn, frei. In Afrika drück-
 „ten die kleinen Negerkönige und ihre Günst-
 „linge

„linge und Zuhlerinnen und Verwandte, das
„Volk: Sultan, Bassa, und bis auf den Ja-
„nitschar misbrauchen ihr großes oder kleines
„Ansehn. Hier thun es die Patrizier, und
„dort der Zollpächter und seine Untergebene.
„Und selbst der Priester saugt, unter dem Vor-
„wande der Religion, und dem Schein der De-
„muth und der Selbstverläugnung, das leicht-
„gläubige Volk aus. Ist das eine Geburt
„wohlthätiger Kräfte?“

Es ist doch ohne Zweifel eine Wirkung des
gesellschaftlichen Lebens; weil es nur in der Ge-
sellschaft geschieht, und geschehn kann. Gesell-
schaft aber ist gut. Dieses verdient etwas wei-
ter auseinander gesetzt zu werden.

Allein zu leben, auf einer wüsten Insel, wo
man alles findet, was man bedarf, ist keine
Kunst. Da leidet man keine Einschränkung,
keinen Widerspruch, als von der Natur, mit
welcher zu hadern, es dem Einsamen nicht
leicht einfallen wird.

In der Gesellschaft aber! o da ist es gar
nicht leicht. Jeder Mensch hat seine Denkungs-
art, womit er gegen Alle anstößt. Er muß
sich also zwischen die Andern durchschmiegen und
drängen. Das kostet Müh. Wenn also je-
mand die Gelegenheit findet, sich aus dem Ge-

dränge zu reißen, und alle die bei ihm herlaufenden zu bewegen, daß sie sich nach seinem Laufe richten, und ihm weichen; wie natürlich ist es, solche zu ergreifen! Sollte man denjenigen wol der Bosheit beschuldigen, der solches thäte? Es ist ja Verlangen nach Bequemlichkeit, Ruhe, Wohlfeyn.

Stolz, Herrschsucht, Anmaßung über Glauben und Meinungen; Verlangen nach Schmeichelei und Nachgeben; ist nichts anders, als Begierde eine leichtere Bahn zu gehn, ohne gestoßen zu werden.

Durch Reichthum ist alles zu erhalten. Bedürfniß, Annehmlichkeit, Ehre.

Durch Macht und Ansehn kann man zu Reichthum gelangen.

Wie schwer muß es also seyn, Macht in Händen zu haben, und sie nicht zu missbrauchen; Schätze zu verwalten, ohne die Gelegenheit zu seinem Vortheile zu ergreifen?

Es ist freilich schon schwer in der Gesellschaft, sich vom Laster ganz rein und unbefleckt zu erhalten. Aber gegen die Gefahr bei Würden und Reichthum ist das gar nichts. Begierden haben, und die Mittel besitzen, sie zu befriedigen — und sie unbefriedigt lassen! Wahrlich eine schwere Aufgabe! Die Kleinen schreien über

über die Großen, sie tadeln die Habsucht und den Stolz derselben; hierin haben sie Recht. Wenn sie sich aber selbst mit jenen vergleichen; wenn sie sich, wegen ihrer Rechtschaffenheit, über dieselben setzen; wenn sie sich rühmen, daß sie in Jener Stelle besser seyn, und ihre Rechtschaffenheit behaupten würden; o da haben sie Unrecht, und sind wenigstens verwegen.

Noch einmal, ich will gar nicht sagen, daß dieß alles nicht übel, nicht schmerzhaft sey; noch weniger will ich es beschönigen und rechtfertigen. Ich untersuche nur die Quellen, und lasse übrigens jedes in seinem moralischen Werth oder Unwerth, wovon überhaupt hier die Rede gar nicht ist. Von Seiten der Moralität der Vergehen der Menschen, und der Schädlichkeit des Uebels, ist meine Theorie nicht angreifbar. Beides überlasse ich dem Urtheil und dem Gefühle eines Jeden. Die Schätzung der Quellen ist mein Gegenstand.

 Vom Kriege.

Der Krieg entsteht aus eben den Quellen, aus welchen die Tyrannei und Bedrückung fließen. Habsucht, die aus dem Wunsche nach Genuß folgt; Ehrsucht, die eine Geburt des Gefühls von Ehre ist, erzeugen dieses Ungeheuer.

Alle Eroberer waren Männer von hohem Geiste und starker Seele. Großmuth, erhabene Gesinnungen, die eine schiefe Richtung bekommen hatten; machten sie zu Geißeln des menschlichen Geschlechts. Die majestätische Eiche, wenn sie von dem Sturm aus ihrer geraden Richtung gerissen wird, droht den darunter weidenden Heerden den Untergang.

Alexander, Cäsar, Schwedens Karl hatten große Tugenden. Bei allen dreien war es Ehrbegierde, die sie zu Erobrern machte. Wäre diese Ehrbegierde bei der Erziehung, oder durch die Umstände, anders geleitet worden; so hätten sie die Freude der Menschen seyn können, da sie hingegen ihr Schrecken wurden. Welche Männer, wenn sie die Kräfte ihrer großen Seele auf
die

die wohlthätige Regierung ihrer Unterthanen verwandt hätten; ohne jene in Kriegesthaten zu misbrauchen, und diese zu ihrem eitlen Ruhme zu plagen.

„Aber diese vortreflichen Eigenschaften, die durch Erziehung und Umstände so sehr schädlich wurden, waren doch verdorben.“ Ja freilich; ich läugne das Verderben und das Uebel gar nicht; nur das wesentliche, ursprüngliche Verderben kann ich nicht zugeben. Ich behaupte nicht, daß es kein Uebel gebe; sondern, daß das Uebel aus dem Guten, durch Uebermaß, durch unrechte Anwendung, durch Irthum, entsteht. Wenn man zwanzig, jede an sich vortrefliche, Gerichte, in Eins zusammenschüttete; so würde man gewiß eine abgeschmackte und ekelhafte Speise daraus machen; deren Abgeschmacktheit, nicht in jedem Bestandtheile; sondern in der Mischung, bestünde. So ist es mit dem Uebel auch, es ist eine schädliche Mischung von vortreflichen Bestandtheilen.
